Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 1 (1911)

Heft: 35

Artikel: Wo du hingehst, da will auch ich hingehen [Schluss]

Autor: Merz, Luise

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638230

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 35 · 1911 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“ | 16. September

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Zum eidgenössischen Bettag.

O Schweizerland sieh, deine Kinder treten
Voll heil'gen Feuers heute zum Altar,
Und all' umschlingt ein innig-freudig Beten,
Daß Gott dich schirm' und segne Jahr um Jahr!
Für einen Tag schweigt der Parteien Fehde,
Eint, was sich Schweizer nennt, ein mächtig Band,
Für einen Tag die alte, stolze Rede:
Wir glauben an ein einig Vaterland!

O Schweizerfest, wenn deine Glocken tönen,
Wie flammt empor der Heimatliebe Glut!
Wie weitet sich das Herz dem Guten, Schönen,
Wie stählt sich Brudersinn und Opfermut!
Welch eine große weihevolle Stunde,
Da Ost und West sich freudig reicht die Hand,
Und ungeteilt es klingt aus aller Munde:
Wir lieben dich, o teures Vaterland!

O Schweizervolk, halt fest die fromme Sitte
Des heil'gen Jubeltags der Nation,
Da deine Besten all' in Dank und Bitte
Vereint sich finden vor des Höchsten Thron.
So lang gemeinsam Millionen flehen,
Die sonst geteilt durch Glaube, Laut und Stand,
So lange wird dein Stern am Himmel stehen,
Das hoffen wir, geliebtes Vaterland.

(Luz. Chronik 1910.)

Wo du hingehst, da will auch ich hingehen.

Erzählung von Luise Merz, Bern. (Schluß.)

Beklommen fragte Mary endlich: „Wo ist der Vater? Ich will zu ihm, er wird mir helfen, er wird mir verzeihen. Laß mich zu ihm!“

„Der Vater ist gestorben vor drei Wochen, ich wollte dir eben schreiben,“ sagte der Bruder kurz.

„Gestorben, tot, der Vater,“ schrie sie auf und sank bewußtlos zu Boden, erschöpft von allem Kummer, den Reisestrapazen und diesem neuen Herzeleid. —

Das war Marys Heimkehr nach England. Zwei Wochen lang lag sie schwer krank im elterlichen Hause darnieder. Elly half dem Onkel und der Tante die Mutter pflegen; dazwischen erzählte sie vieles von der Schweiz, ganz vergnügt und heiter, als ob es ihr dort besser gefiele, als hier, wo sie nur mit Erwachsenen verkehrte und mit der kranken Mutter nicht sprechen durfte. An den Vater dachte sie oft, an den Lehrer, an die Schulkameraden und ihre lustigen Spiele, und da fiel ihr ein, daß sie ihr Schulzeugnis nicht erhalten habe; sie vermißte bald dieses, bald jenes aus der neuen Heimat.

Als Marys Genesung vorwärtsschritt, als sie sich wohler und kräftiger fühlte und wieder klar und ruhig denken konnte, sprachen ihre Geschwister mit ihr über ihre Zukunft.

„Hier kannst du nicht bleiben,“ meinte der Bruder entschieden; „ich habe Vaters Haus erworben und es hat nicht Raum für zwei Familien. Uebrigens, was willst du in England tun mit Elly?“

„Arbeiten und mein Brot verdienen.“

„Das kannst du anderswo auch, lies nun endlich die Briefe, die für dich kamen, als du krank warst. Ich habe an Paul geschrieben, um ihn zu beruhigen.“

Mary las den Brief Pauls, den er am Tag nach ihrer Abreise geschrieben, und was für einen Brief! Keine Klage, kein Vorwurf darin, nur Bedauern, daß sie so unglücklich

gewesen, Entschuldigung, daß er nicht besser für sie habe sorgen können und am Schluß die rührende Bitte, sie möchte zurückkehren mit Elly. Und während sie las, ging eine Wandlung in ihr vor. Je weniger Paul ihr Vorwürfe machte, desto deutlicher sah sie ihren Fehltritt ein, desto klarer trat ihre Treulosigkeit vor ihre Seele. Wie hieß das Wort, von dem sie sich früher leiten ließ? Wo du hingehest, da will auch ich hingehen und wo du bleibest, da bleibe auch ich. Versprochen hatte sie es, aber nicht gehalten, denn jetzt lagen Länder, sogar das Meer trennend zwischen ihr und ihrem Gatten.

Am folgenden Tag kamen abermals Briefe von Paul und vom Pfarrer. Paul schrieb voll Besorgnis um Marys Krankheit und schickte gute Wünsche zu ihrer Wiederherstellung. Ueber sein Befinden sagte er nicht viel; noch immer wohnte er im Spital, umgeben von viel Liebe und treuer Fürsorge. Aus dem Briefe des Herrn Pfarrer ging deutlich hervor, daß Pauls Genesung keine Fortschritte machen könne, solange der große Kummer und die Sehnsucht nach Frau und Kind an ihm zehre. Er bot ihr an, das Geld zur Rückreise vorzustrecken und nach England zu senden; er schrieb, seine Frau verstehe gut Englisch und heiße Frau Mary bei sich willkommen.

Seltsam, hier in der abgöttisch geliebten Heimat schickte man sie fort; es war keim Raum mehr für sie im Vaterhause; dort im fernen fremden Lande harrte man sehnsüchtig auf sie; unbekannte Freunde streckten ihr hülfreiche Hände über das Meer entgegen und boten ihr den Willkommensgruß dar. Das überwältigte die vielgeprüfte Frau.

„Elly, wollen wir heimgehen? ich meine heim zum Papa, in die Schweiz, zum Lehrer und zu deinen Schulkameraden? Hier ist es nicht, wie ich glaubte und der liebe Großvater ist tot. Elly, willst du mit mir gehen zum Vater?"

„Ja, Mamma! gelt, wir machen die große Reise noch einmal und dann dürfen es alle Leute wissen, und zuletzt kommen wir zum Papa!"

Als Mary dem Bruder mitteilte, sie habe sich entschlossen zu Paul zurückzukehren und das Anerbieten des Herrn Pfarrers anzunehmen, frohlockten seine Augen, und sichtlich erleichtert erwiderte er: „Das ist das Vernünftigste, was du tun kannst. Mit Paul wird es nicht besser, bis du wieder bei ihm bist, und wenn sie dir die Reise bezahlen wollen, so sei nicht dumm!"

Am Nachmittag besuchte Mary Schmid mit Elly den Friedhof. In schmerzlicher Trauer stand sie am Grabe des Vaters, der auch in seinen herben Zumutungen allezeit ihr treuester Berater gewesen und sie vor dem Unglück zu bewahren suchte, dem sie leichten Herzens entgegeneilte. Nun besaß sie keinen Freund mehr in der Heimat; es war Zeit fortzugehen.

Als Mary und Elly den Rückweg betraten, ging am andern Straßenrande ein älterer Herr, der sich mehrmals unschlüssig nach den beiden umwandte und dann zu ihnen trat.

„Frau Mary Schmid, Sie sind es doch? Aus der Fremde zurückgekehrt? Wie befindet sich Ihr Mann? — Aber Sie tragen Trauer — er ist doch nicht gestorben? Das täte mir leid; Schmid war ein tüchtiger Arbeiter, bis die Krankheit kam."

In wachsender Verlegenheit starrte Mary den Sprecher an, den sie rasch erkannte. Es war Herr Gardens, Pauls früherer Prinzipal. Was sollte sie ihm antworten?

„Mein Gatte lebt, Herr Gardens; er ist in der Schweiz geblieben, Elly und ich gehen wieder zu ihm zurück; wir kamen nur zum . . . zum . . . Besuch nach England," stotterte sie mühsam hervor.

Er deutete ihre Verlegenheit anders und meinte ermunternd: „Sie sind wohl hier, um das Erbe ihres verstorbenen Vaters anzutreten?"

„O, Herr Gardens, darum handelt es sich nicht; niemand sprach mir von einer Erbschaft, und ich war zu krank und zu traurig, um mich darum zu bekümmern. Mein Bruder zeigte sich sehr unzufrieden, weil Elly und ich nach England kamen, und er ist froh, daß wir bald wieder abreisen."

„So, Frau Schmid, das ist recht sonderbar! Ihr Vater bezahlte doch jährlich die Steuern für sein kleines Besitztum; als Mitglied der Steuerkommission weiß ich Bescheid über die Verhältnisse. Und ihr Bruder verheimlichte Ihnen das! Da kann ich verstehen, daß Sie ihm recht ungelegen gekommen sind, und daß er Sie baldmöglichst fort haben möchte. Aber das ist ein Fall, den man genauer untersuchen muß. Bitte, Frau Schmid, begleiten Sie mich ins Atelier zu einer kurzen Besprechung. Es soll mich herzlich freuen, wenn ich Ihnen in alter Freundschaft für meinen langjährigen Arbeiter Paul Schmid einen guten Dienst leisten kann."

Mary folgte seiner Einladung in höchster Ueberraschung und als sie das Haus Gardens verließ, erleichterte ein sanfter Hoffnungsstrahl ihr gequältes Herz.

Herr Gardens ruhte nicht, bis auch Marys Bruder sich zu einer Unterredung einfand, der zwei weitere Mitglieder der Kommission beiwohnten. Hier vor Zeugen wurde John Whiter nachgewiesen, wie viel Vermögen sein Vater hinterlassen habe und was er der Schwester schulde. Herr Gardens forderte von John die Ausrichtung des Erbbetrages von 2000 Fr. an seine Schwester Mary unter Androhung von gerichtlicher Belangung.

Das wirkte und bald sah Mary sich im Besitz dieser Summe. Das Geld machte sie glücklich, obgleich es nicht mehr seine fascinierende Macht auf sie ausübte, wie das heimlich gesammelte Reisegeld, das sie so oft mit gieriger Lust befühlt und gezählt hatte. Sie war glücklich im Gedanken, es Paul zu bringen, ihm ersetzen zu können, was sie ihm geraubt, ihm damit nun ein besseres Leben und eine schönere Heimat einzurichten. Ihr Sehnen ging jetzt nach der Schweizerheimat. Denn seit sie das Geld in Händen hielt, kam sie sich vor wie abgelöst und losgekauft von der alten Heimat, in der sie tatsächlich eine Fremde geworden durch den Tod des Vaters, durch des Bruders betrügerisches Vorhaben und durch das abgeschlossene Erbgeschäft.

Es lebt die alte Zeit nicht mehr!
Die Lieb' ist entschwunden,
Die sonnigen Stunden.
Die Heimat ist leer!

O welch gute Botschaft erhielt Paul mit Marys nächstem Briefe! Sie teilte ihm ihren Entschluß zurückzukehren mit, das Gespräch mit Herrn Gardens und die Angelegenheit mit dem Bruder. Und ganz zuletzt schrieb sie: „Lieber Paul, wenn du die Tiefe meiner Reue kennst, dann kannst du mir vielleicht verzeihen, was ich an dir gefehlt habe. Ich komme wieder zu dir, und will dich nie mehr verlassen; wo du bleibst, da bleibe auch ich in alle Ewigkeit."

Auf das gleiche Blatt schrieb Elly: „Dem lieben Papa viele Grüße, ich freue mich furchtbar dich bald wiederzusehen und denke, Papa, wenn wir daheim sind, will Mamma deutsch lernen!"

* * *

Beim nächsten Besuch im Spital fand der Herr Pfarrer den kranken Schmid neubelebt und hoffnungsfroh, und leuchtenden Blickes teilte ihm Paul den Inhalt von Marys Brief mit. Wenige Tage später erschien vor dem Krankenhause eine Frau, die ihr kleines Töchterchen an der Hand führte. Nicht scheu und ängstlich wie damals beim Schulhause waren ihre Schritte; getrosten Herzens doch voll freudiger Ungeduld durchliefen sie das hohe Gebäude und den angewiesenen Saal. Mit einem Jubelruf eilte Elly auf den Vater zu, wortlos hielten sich die Gatten umschlungen, und ein neues Glück erblühte der wieder vereinten Familie.

Es Schelmeliedli.

Dinn im Schatte bi-n-i gsässe.
Schtächig het duß d'Sunne brönnt.
Und da ha-n-i d'Wält vergässe
Und ha mir es Nückli gönnt.

Lang het dänk my Rueh nid duuret.
Vo m'ne Gsang bi-n-ig erwacht:
Duß bim Fänschter het Eis gluuret
Und het gsunge, pfyflet, glacht.

Dür e Wald sy druf Zwöi gschtriche
Bis der Mond isch cho uf d'Wacht.
Seit mys Bueblì: „Weisch verwiche,
Wär das Liedli dir het gmacht?"

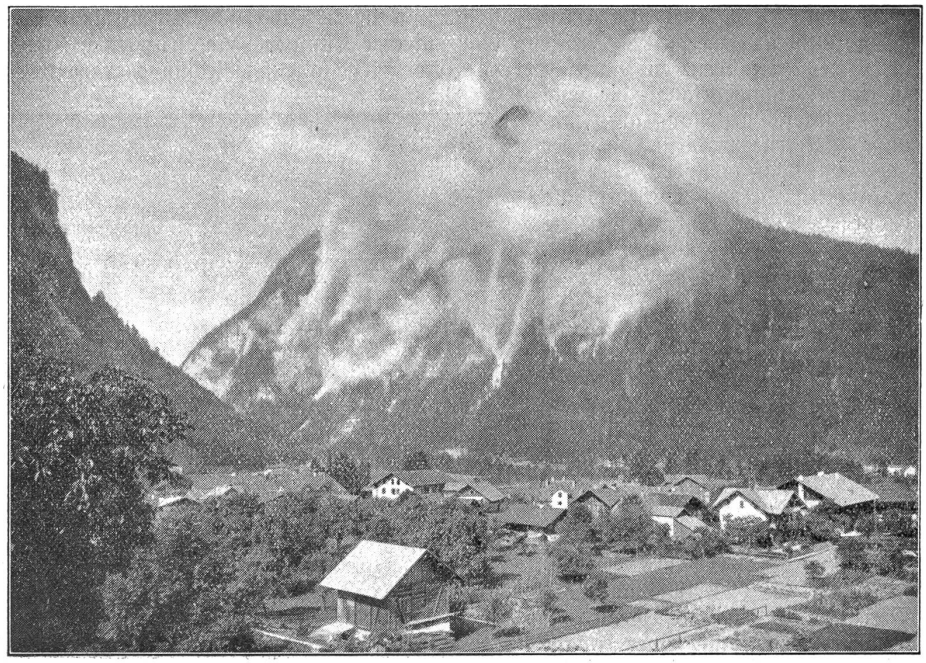
Walter Morf, Bern.

Der Waldbrand an der Simmenfluh.

Im Augenblick, da wir dies schreiben, ist das besänftigte Element von einem sich erhebenden Ostwind aufs neue entfacht worden. Das Ende der Katastrophe ist also noch nicht zu ersehen. Hoffen wir immerhin, es werde der unter umsichtiger Leitung im Brandgebiete tätigen Löschmannschaft gelingen, des Feuers Herr zu werden, d. h. sein Weiterdringen zu verhindern. Die letzten Funken werden jedenfalls erst durch ergiebigen Regenguß gelöscht werden; denn das Element hat sich diesmal ein Wirkungsfeld aufgesucht, wo die Menschen machtlos sind.

Vor bald 3 Wochen schlug während eines Gewitters der Blitz in eine fast auf dem höchsten Gipfel des Felskegels stehende Tanne. Der Strahl zündete; die Flammen griffen auf dem ausgetrockneten Waldboden rasch weiter. Vergeblich versuchte die Feuerwehr von Wimmes den Brandherd zu löschen. In dem schwer zugänglichen und steilen Felsrevier erwies sich jede Arbeit als unmöglich. Als am 1. September ein starkes Gewitter niederging, glaubte man von der drohenden Gefahr eines großen Waldbrandes erlöst zu sein. Da flammte das Feuer plötzlich wieder auf, verbreitete sich rasch gegen Latterbach zu und bemächtigte sich am 4. ds. auch der sogenannten Mittagsfluh, das Dorf Reutigen bedrohend. Jetzt galt es, umfassende Maßregeln zu treffen, um die Dörfer am Fuße des flammenden Berges zu schützen. Die Feuerwehren des Tales und die Sappeurkompagnie 3 wurden aufgeboten. Es entspann sich ein Kampf: Mensch gegen Element, Zwerge gegen einen wütenden Riesen. Der ganze Berg lohte und warf Steinlawinen hinunter auf die Straße, die gesperrt werden mußte. Des Nachts bot der feurige Berg einen unheimlich-schaurigen Anblick. Er stand da, wie ein riesiger Weihnachtsbaum, von tausend Feuern übersäet, da jede brennende Föhre gleich einer flammenden Kerze dastand. Tagsüber rauchte der ganze Bergkoloß wie ein riesengroßer Kohlenmeiler; seine Rauchgarben wurden weit im Lande herum beobachtet.

Wie in allen Zeiten der Not und Gefahr, so zeigte sich auch in diesen Tagen der Segen brüderlicher Hilfsbereitschaft und gemeinsamer Arbeit gegen den gemeinsamen Feind. Die wackern Soldaten, unterstützt durch die Hülfsmannschaften des Tales, hieben unter steter Lebensgefahr viele Meter breite Schneiße aus, rissen trotz großer Holzstöcke und Steinblöcke einen tiefen Graben auf, entblößten große Felsköpfe, wo die Männer oft nur an langen Seilen hinuntergelassen werden konnten, von der Walderde. Durch Wachtposten und Signale wurden die tapferen Kämpfer vor Steinschlägen gewarnt; oft



Brand an der Simmenfluh.